



*„Ils croient fermement en ce pays ce que l'on croit un peu dans celui-ci, à savoir:  
qu'on ne peut devenir musicien sans vendre son âme à l'enfer, et qu'un jour ou l'autre,  
Satan arrache la musette des mains du sonneur et la lui brise sur le dos,  
ce qui l'égare, le rend fou et le pousse à se détruire.“*

*„Man glaubt nämlich dort noch allen Ernstes, was auch hier noch manchmal Glauben findet,  
nämlich daß man seine Seele dem Teufel verschreiben muß, wenn man Musiker werden will,  
und daß dann Satan eines Tages kommt, dem Musikanten die Sackpfeife aus den Händen reißt,  
sie auf seinem Rücken zerschlägt und ihn dann zwingt, sich selbst ein Leid anzuthun.“*

# Die Musikanten-Zunft

von  
George Sand.

Deutsch von  
Claire von Glümer.

1856

## **Die Musikanten-Zunft**

"Les Maîtres Sonneurs"

von George Sand

\*1. Juli 1804 in Paris; † 8. Juni 1876 in Nohant

Deutsch von Claire von Glümer

\* 18. Oktober 1825 in Blankenburg (Harz); † 20. Mai 1906 in Blasewitz

Herausgegeben von Christoph Pelgen

1. Auflage: 2018

Covergestaltung: Fabrice Koch (fabricekoch.de)

Linolschnitte: Christoph Pelgen

Layout: Michael Hofmann

Dudelsackspieler Motiv nach einer Grafik von Mary Vermuyden Wheelhouse (1868-1947) aus der Buchausgabe von "Les Maîtres Sonneurs", 1908, George Bell & Sons, London

Landkarte: "Gouvernements de Berri, de Nivernois et de Bourbonnois", par M. Bonne, Ingénieur-Hydrographe de la Marine, 1784, avec privilege du Roi.

© 2018 by

**Verlag der Spielleute**



Michael Hofmann

Langlosenweg 14

D-64385 Reichelsheim

**www.spielleute.de**

ISBN: 978-3-943060-09-6



***Inhaltsverzeichnis:***

<b><i>Vorwort des Herausgebers</i></b>	Seite	7
<b><i>Roman</i></b>	Seite	11
<b><i>Anmerkungen</i></b>	Seite	309
<b><i>Nachwort</i></b>	Seite	329



## Vorwort des Herausgebers

1987 hörte ich während meines Zivildienstes in Mainz zum ersten Mal traditionelle Tanzmusik aus Frankreich. Die melancholisch-feierlichen und mitreißenden Klänge von Dudelsack, Drehleier und Akkordeon waren für mich Neuland, sollten mich aber von da an mein ganzes Leben begleiten.

Kurz darauf kaufte ich mir meinen ersten französischen Dudelsack und fuhr zu Beginn der 90er Jahre zu einem großen Festival nach St. Chartier (Berry, Zentralfrankreich). Dieses Treffen fand erstmals 1976 statt, zum Andenken an den 100. Todestag der französischen Schriftstellerin George Sand, die einen Großteil ihres Lebens in der Nähe von St. Chartier verbracht hatte. Eines ihrer Hauptwerke hatte Pate bei der Namensfindung des Festivals gestanden: „Rencontres internationales de luthiers et maîtres sonneurs“ (Internationales Treffen von Instrumentenbauern und „maîtres sonneurs“). 25 Jahre lang versuchte ich vergeblich an eine deutsche Übersetzung dieses Romans zu gelangen. Viele Werke George Sands wurden ins Deutsche übersetzt und sind auch noch über den Buchhandel erhältlich, aber ausgerechnet „Les Maîtres Sonneurs“ war nirgendwo aufzufinden. Die französische Originalausgabe war für meine rudimentären Schulfranzösisch-Kenntnisse deutlich zu anspruchsvoll.

Im November 2017 stieß ich bei einer meiner regelmäßigen Recherchen nach Neuheiten über etwaige Übersetzungen der „Maîtres Sonneurs“ auf einen kleinen Hinweis: Kurze Zeit nach Veröffentlichung des Romans hat es anscheinend bereits 1856 eine deutsche Version – „die Musikanten-Zunft“ – gegeben! Meine Suche nach einer antiquarischen Ausgabe hiervon blieb jedoch erfolglos. Eine weltweite Überprüfung der in Bibliotheken verzeichneten Exemplare erzielte gerade einmal drei Treffer: in Chicago, New York und Straßburg. Allerdings sind diese nicht ohne weiteres ausleihbar. Die in Chicago befindliche Ausgabe wurde glücklicherweise vor kurzem digitalisiert und der Öffentlichkeit als gemeinfreies Werk online zur Verfügung gestellt. Mit großer Faszination habe ich diese Geschichte über die rivalisierenden Dudelsackspieler der Heimat George Sands gelesen und den Beschluss gefasst, selber aktiv zu werden, damit dieser besondere Roman nach 155 Jahren (eine zweite Auflage der Übersetzung erschien 1863) endlich wieder in Buchform seine deutschsprachigen Leser erreichen kann.

Die Übersetzung Claire von Glümers ist überaus gelungen und stimmig, sodass ich keinen Augenblick darüber nachdachte eine moderne Übersetzung anzustreben.

George Sand hat die Handlung ihres Romans in das späte 18. Jahrhundert gelegt, sie hat also einen „historischen“ Roman geschrieben. Die Figuren ihrer Erzählung, die Landschaft, ihre Schilderung des Alltags und die detaillierten Beschreibungen der Tanzfeste, des Reisens etc. scheinen zu einer für immer verlorenen gegangenen Epoche zu gehören.

Hier erweist sich die Glümersche Übersetzung als Glücksgriff: Durch die altmodische Sprache und in Vergessenheit geratene Wörter wird der Leser direkt in die Handlung gezogen. Es ist eine literarische Zeitreise, die tiefe Sehnsucht weckt nach einer Region, einer vergangenen Gesellschaft, nach Authentizität. George Sands Romanhelden sind so treffend und pointiert gezeichnet, dass man gebannt ihrem Erzähler Étienne (Steffen) Depardieu zuhört, Sympathien und Widerwillen gegenüber einzelnen Figuren entwickelt.

Mich überkam nach Beendigung der Lektüre des Romans ein spontanes Fernweh nach dem Berry. Man muss einfach dort hinfahren, um dem Ort der Handlung nahe zu sein, die Wälder zu durchstreifen, dem Weg von Steffen, Brülette und Hüriel zu den Holzfällern in das Bourbonnais zu folgen.

Die Musik innerhalb des Romans, die Bourrée-tanzenden Bauern und Holzfäller sowie die Rituale der Dudelsackspieler-Bruderschaft, welche nahezu geheimbündlerische Züge trägt, sind so lebhaft beschrieben, dass diesem Werk ein wesentlicher Anteil an dem Revival und der Entwicklung der aktuellen französischen „Bal Folk“-Musik zugesprochen werden muss. Als Multiplikator hat das Festival in St. Chartier zentralfranzösische Musik über einen Zeitraum von 32 Jahren in ganz Europa und darüber hinaus bekannt gemacht. Das Buch „Les Maîtres Sonneurs“ ist durch das Festival zu einem Kultroman der Szene geworden, obgleich er von den wenigsten (vor allem von uns Deutschen, Österreichern und Schweizern) gelesen worden sein dürfte. Eine Neuauflage war seit langem überfällig.

Ich habe mich dafür entschieden, die Übersetzung aus dem Jahr 1856 unverändert zu übernehmen, um das Gesamtbild nicht zu stören. Dem heutigen Leser fallen sofort vermeintlich falsche Schreibweisen auf, die einfach dem Umstand geschuldet sind, dass die Übersetzung des Romans vor der Normierung der deutschen Rechtschreibung angefertigt worden ist. Das anfängliche Befremden hierüber weicht jedoch schnell einer gewissen Faszination. Die heute nicht mehr gebräuchlichen Wörter und Redewendungen sowie Ortsangaben und Besonderheiten der Glümerschen Übersetzung habe ich im hinteren Teil des Buches, direkt im Anschluss an den Roman, in dem umfangreichen Anmerkungssteil kommentiert.

Glücklicherweise konnte ich den fehlenden Text des Chicagoer Digitalisats (Erster Theil, S. 223 und 224; Abriss im unteren Drittel des Blattes) anhand einer alten Kopie der verschollenen Marburger Ausgabe von 1863 rekonstruieren. Der Drehleierbauer Helmut Gotschy kam in den frühen 1970er Jahren in ihren Besitz und stellte sie mir freundlicherweise zur Verfügung.

Wer nach der Lektüre des Romans neugierig auf die Entstehungsgeschichte der „Musikanten-Zunft“ geworden ist: Am Ende dieses Buches befindet sich ein ausführliches Nachwort mit Informationen zur Autorin, zur Übersetzerin und zum Editionsverlauf des Werkes.

Seit November 2017 beschäftige ich mich nun mit der Aufbereitung der „Musikanten-Zunft“. Ich habe Dutzende anderer Romane von George Sand gelesen, um mir ein Gesamtbild über ihr Oeuvre zu verschaffen und um die „Maitres Sonneurs“ darin einordnen zu können. Darüber hinaus habe ich diverse Biografien über die Autorin gelesen, Artikel in Fachbüchern, Kochrezepte aus ihrer Hand, das überragende Buch von Kerstin Wiedemann „Zwischen Irritation und Faszination – George Sand und ihre deutsche Leserschaft im 19. Jahrhundert“ (Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2003) ... Es ist nun an der Zeit, die Arbeit zu beenden und das Buch in die Hände einer neuen Leserschaft zu übergeben.

Als Partner für dieses Projekt kam für mich von Anfang an nur der „Verlag der Spielleute“ (Fachverlag für Bordunmusik) in Frage. Mein großer Dank gebührt Michael Hofmann, der als Verleger und Freund meine Leidenschaft für traditionelle Musik, das Festival von St. Chartier und die Welt der Dudelsäcke wie kein Zweiter teilt. Die gemeinsame Arbeit an der Neuveröffentlichung der „Musikanten-Zunft“ hat großen Spaß gemacht!

Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei meinen Freunden Ulli Rüdiger, Christoph Egerding-Krüger, Sven Puchelt und Corinna Popp sowie meinem Bruder Dr. Franz Stephan Pelgen. Eure Unterstützung bei Übersetzungsfragen, Fachbegriffen aus dem Druckereiwesen und der Buchwissenschaft, eure Korrekturhilfen und euer offenes Ohr haben mir sehr geholfen. Danke! Ein besonderer Dank gebührt meiner Frau Ilknur, die meine erste ZuhörerIn und Leserin war und mir den Rücken freigehalten hat, so dass ich mich ganz auf dieses Abenteuer „George Sand und die verschollene Musikanten-Zunft“ einlassen konnte.

*Christoph Pelgen*  
*Wendelsheim, den 23.5.2018*



## Erster Abend.

Ich bin nicht von gestern, sagte Vater Stephan\* im Jahre 1828; denn soviel ich weiß, bin ich anno 54 oder 55 des vergangenen Jahrhunderts zur Welt gekommen. Aber da ich nur wenig Erinnerungen an meine ersten Lebensjahre habe, will ich Euch erst von der Confirmationszeit an erzählen.

Es war im Jahre 70, als ich in der Gemeinde von St. Chartier\*, bei dem Herrn Abbé Montpéron\*, der jetzt so taub und gebrechlich ist, zum ersten Abendmahle ging. Unsere Gemeinde Nohant\* war damals nicht etwa aufgehoben, aber unser Pfarrer war gestorben, darum standen beide Kirchen eine gute Weile unter Obhut des Pfarrers von St. Chartier und alle Tage ging ich mit meiner kleinen Base, einem Burschen, der Joseph hieß und mit meinem Oheim\* in einem Hause wohnte, sowie mit etwa zwölf anderen Kindern aus unserem Orte, in seine Katechismuslehre.

Wenn ich von meinem Oheim spreche, so thu' ich das nur der Kürze wegen, denn eigentlich war er mein Groß-Oheim, der Bruder meiner Großmutter. Er hieß Brület\* und so wurde denn seine Enkelin, die einzige Erbin seines Namens, Brülette\* genannt und ihr Taufname, Katharine\*, kam ganz ins Vergessen.

Damit Ihr nun von Anfang an wißt, wie die Sachen standen, muß ich Euch sagen, daß ich Brülette schon damals lieber hatte, als die Verwandtschaft mit sich bringt, und daß ich eifersüchtig war, weil Joseph mit ihr zusammen in einem kleinen Hause wohnte, das etwa einen Büchschuß\* vom Ende des Dorfes und eine halbe Viertelstunde von unserer Wohnung entfernt lag. So konnte er zu jeder Tageszeit mit ihr zusammen sein, während ich sie, ehe wir miteinander in die Kinderlehre gingen, nicht einmal alle Tage zu sehen bekam.

Daß Brülette's Großvater und Joseph's Mutter unter einem Dache wohnten, verhielt sich aber folgendermaßen: das Haus gehörte dem Alten und er hatte die Hälfte desselben dieser Frau vermietet, die eine Wittwe war und nur dies einzige Kind besaß. Sie hieß Marie Picot, war noch jung genug, um wieder zu heirathen, denn sie hatte die Dreißig noch nicht weit hinter sich und ihr Gesicht so gut wie ihre Gestalt zeigten noch immer, daß sie ein sehr hübsches Frauchen gewesen sein mußte. Man nannte sie auch hier und da noch immer die schöne Mariton, und das war ihr gar nicht zuwider, denn sie hätte sich gern zum zweiten Mal verheirathet; da sie aber nichts besaß als ihre lebhaften Augen und ihre helle Stimme, mußte sie sich glücklich schätzen, eine billige Miethe zu finden und einen Hausherrn und Nachbarn, der ein rechtschaffener, mitleidiger Mann war, sie niemals quälte und ihr oft zu Hülfe kam.

Der Vater Brület und die Witwe Picot (die gewöhnlich Mariton genannt wurde)

lebten so in gutem Einvernehmen seit etwa zwölf Jahren, d. h. seit dem Tage, wo die kleine Brülette geboren war. Ihre Mutter war gleich darauf gestorben und Frau Mariton hatte das Kind mit einer Liebe und Sorgfalt gepflegt und auferzogen, als wenn es ihr eignes wäre.

Joseph, der um drei Jahre älter war als Brülette, wurde mit ihr in einem Bettchen gewiegt und die Kleine war die erste Last, die man seinen schwachen Armen anvertraute. Später, als der Vater Brület sah, daß seine Nachbarin zu viel Last von den beiden Kindern hatte, nahm er den Knaben mit in seine Kammer und so blieb auch später die Kleine bei der Wittve und ihr Sohn bei dem Alten.

Beim Essen kamen aber alle Vier zusammen, denn die Mariton kochte, hütete das Haus, wusch und flickte die Kleider, während der Alte, der noch kräftig genug zur Arbeit war, auf Tagelohn ging und für den größten Theil der Ausgaben sorgte.

Er war übrigens nicht gerade wohlhabend und das Leben in seinem Hause mochte nicht besonders reichlich sein; aber die freundliche, gutherzige Wittve war eine so angenehme Hausgenossin und Brülette betrachtete sie so ganz als ihre Mutter, daß auch mein Oheim sich daran gewöhnt hatte, sie wie seine Tochter oder doch wie seine Schwiegertochter anzusehen.

In der ganzen Welt konnte man nichts Kindlicheres, Zärtlicheres sehen, als das kleine Mädchen, das die Mariton aufzog. Die Witve liebte die Reinlichkeit, hielt sich selbst immer so nett, wie ihre Mittel nur irgend erlaubten, und hatte auch Brülette frühzeitig daran gewöhnt, auf sich zu achten; in einem Alter, wo andere Kinder sich noch wie kleine Thiere auf der Erde herumwälzen, war dies kleine Geschöpf schon so artig, so appetitlich und so nett in seinem ganzen Wesen, daß Jeder Lust hatte es zu küssen. Aber schon damals war Brülette mit ihren Liebkosungen sehr sparsam und vertraulich wurde sie erst nach längerer Bekanntschaft.

Als sie zwölf Jahr alt war, erschien sie manchesmal schon wie eine kleine Frau, und wenn sie sich während des Religionsunterrichtes zuweilen zu Kindereien hinreißen ließ, besann sie sich doch schnell wieder auf das was sich schickt und schien dabei noch mehr vom Gefühl für das Anständige, als von Ehrfurcht für die Religion geleitet zu sein.

Nun weiß ich nicht, ob wir im Stande gewesen wären zu sagen, woher es kam, aber gewiß ist, daß alle die lustigen Burschen, die zur Kinderlehre gingen, den Unterschied zwischen Brülette und den andern Mädchen bemerkten. Ich muß Euch auch gestehen, daß mehrere sehr Große unter uns waren. Der Joseph zum Beispiel war fünfzehn und ich gar sechzehn Jahr alt, was nach der Meinung des Herrn Pfarrers und der Verwandten für uns Beide eine große Schande war. Es kam aber daher, daß Joseph zu faul war,

um irgend etwas in seinem Kopfe zu behalten, und ich zu wild, um ordentlich aufzumerken. So waren wir schon seit drei Jahren aus dem Unterricht fortgewiesen, und wenn der Abbé Montpéron nicht genügsamer gewesen wäre als unser alter Pfarrer, so säßen wir vielleicht noch jetzt in der Schule.

Außerdem kann auch nicht bestritten werden, daß Knaben dem Verstande nach immer viel länger Kinder sind, als Mädchen; darum hat man auch zu jeder Zeit in den Schaaren der Christen-Lehrlinge gesehen, daß die Männlein alle schon groß und stark, die Weiblein aber noch ganz klein waren und kaum anfangen Hauben zu tragen.\*

Uebrigens waren Alle, die da zusammenkamen, von gleicher Gelehrsamkeit; lesen konnten wir nicht, schreiben noch weniger, und so lernten wir, wie die kleinen Vögel das Singen, ohne Latein und Noten zu verstehen, nur durch das aufmerksame Zuhören mit beiden Ohren. Der Herr Pfarrer wußte jedoch recht gut aus seiner Heerde die herauszufinden, die den schärfsten Verstand besaßen und seine Worte am besten behielten. Unter diesen klugen Köpfen war vor allen Mädchen Brülette\* die klügste; und der schwerfälligste unter allen schwerfälligen Knaben war Joseph.

Das kam aber nicht daher, daß er einfältiger von Gedanken gewesen wäre, als Andere; er war nur nicht im Stande ordentlich zuzuhören und das zu begreifen, was er nicht eingenommen hatte. Das Lernen machte ihm so wenig Vergnügen, daß ich oft ganz verwundert darüber war; denn wenn es mir gelang still zu sitzen und meinen unruhigen Sinn zu bezwingen, war mir der Unterricht ganz angenehm und das Lernen leicht.

Brülette machte dem armen Joseph sehr oft Vorwürfe über seine Unaufmerksamkeit; aber dann brach er gewöhnlich in Thränen des Zornes aus und sagte:

„Ich bin deswegen doch nicht ungläubiger als ein Anderer und es fällt mir nicht ein gegen den lieben Gott zu sündigen; was kann ich dafür, wenn die Worte nicht nach der Ordnung in meinem Kopfe bleiben!“

„Es ist doch Deine Schuld,“ antwortete die Kleine, die sich schon daran gewöhnt hatte, ihm gegenüber im befehlenden Tone zu sprechen; „wenn Du nur wolltest! Du kannst alles, was Du willst. Aber Du erlaubst Deinen Gedanken allen möglichen Dingen nachzulaufen und der Herr Abbé hat ganz Recht, wenn er Dich Joseph den Zerstreuten nennt.“

„Er kann mich nennen, wie es ihm beliebt,“ erwiderte Joseph, „das ist ein Wort, das ich nicht einmal verstehe.“

Aber wir Kinder verstanden es wohl und übersetzten es in unsere Sprache, indem wir ihn Joseph den Verblüfften nannten; zu seinem größten Aerger hat er seitdem den Namen behalten.

Joseph war eigentlich ein trübseliger Bursche, von schwächlichem Körperbau und trauriger Gemüthsart. Der Brülette ging er nicht von der Seite und war ihr sehr gehorsam; aber sie behauptete trotzdem, daß er starrköpfig wäre wie ein Schaf und schalt ihn immerwährend. Mir dagegen machte sie nur selten Vorwürfe über meine Faulheit und doch hätte ich gern gesehen, daß sie sich eben so um mich bekümmert hätte, wie um Joseph.

Trotz dieser Eifersucht hatte ich aber viel mehr Aufmerksamkeit und Gefälligkeit für ihn als für alle meine anderen Kameraden, weil er immer einer von den Schwächsten war und ich einer von den Stärksten. Außerdem wäre mir Brülette sehr böse geworden, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte, und wenn ich ihr Vorwürfe machte, daß sie den Joseph lieber hätte als mich, der doch ihr Vetter war, sagte sie immer: „das ist nicht seinetwegen, sondern wegen seiner Mutter, die mir lieber ist, als ihr Beide zusammen genommen. Wenn ihm was zukäme, hätte ich nicht das Herz nach Haus zu gehen; weil er nie recht weiß, was er thut, hat mir seine Mutter auf die Seele gebunden, für alle Beide zu denken, und ich gebe mir nun Mühe, das zu thun so gut ich kann.“

Von den Stadtherrn habe ich oft gehört, daß sie sagen: ich habe mit dem und dem studirt, er ist mein Schulfreund; aber wir Bauern, die zu meiner Zeit gar nicht einmal in die Schule gingen, sagen gewöhnlich: ich bin mit diesem oder jenem in die Kinderlehre gegangen, wir sind mit einander konfirmirt. Aus dieser Zeit stammen die Jugendfreundschaften und zuweilen auch die Feindschaften, die fürs Leben dauern. Im Felde, bei der Arbeit, bei den Lustbarkeiten sieht man sich wohl, spricht mit einander, kommt und geht wie man Lust hat, aber in der Kinderlehre, die ein ganzes Jahr lang währt, muß man sich täglich fünf oder sechs Stunden lang ertragen und gegenseitig helfen. Wir gingen truppweise frühmorgens mit einander fort, durch Wiesen und Weiden, durch Gebüsch, Hecken und Hohlwege und kamen Abends zurück, wie es Gott gefiel, denn wir benutzten unsere Freiheit, um wie lustige Vögel umherzustreifen. Wer sich gegenseitig gefiel, blieb immer zusammen; die Ungezogenen gingen allein hinterdrein oder verabredeten sich unter einander, um den Andern allerhand schlechte Streiche zu spielen oder sie zu erschrecken.

Joseph hatte so seine besondere Manier; er war weder ungezogen, noch neckisch, aber etwas Angenehmes war auch nicht an ihm. Ich wüßte nicht, daß ich ihn jemals sehr ausgelassen, oder sehr furchtsam, oder sehr vergnügt, oder auch nur sehr zornig über irgend etwas gesehen hätte, das uns passirte. Aus unseren Prügeleien zog er sich nicht zurück, nahm alle Schläge hin, ohne sie wiedergeben zu können, und sah aus, als ob er sie gar nicht fühlte.

Wenn wir uns zu irgend einem Spiele vereinigten, ging er drei oder vier Schritte von den Andern fort, setzte sich ins Gras oder legte sich nieder, sprach kein einziges Wort, antwortete ganz verkehrt, wenn man ihn fragte, und war in seinem ganzen Benehmen so sonderbar, als ob er Dinge sähe und hörte, von denen wir Andern nichts wüßten. Darum hieß es von ihm, daß er das Gras wachsen sähe. Brülette, die seine Wunderlichkeiten verstand, aber keine Erklärung darüber geben wollte, rief ihn oft an, ohne daß er sie hörte. Wenn sie dann aber anfang zu singen, wachte er jedesmal aus seinen Grübeleien auf; und so war Brülettes Gesang für Joseph eben so gut, wie das Pfeifen für einen Schnarcher ist.

Wie es kam, daß ich an solchem verdrießlichen Kameraden Gefallen fand, weiß ich Euch nicht zu sagen. Ich war ganz das Gegentheil von ihm, konnte nicht ohne Gesellschaft sein, mußte immer hören und sehen was die Andern vorhatten, fand Vergnügen am Schwatzen und Lärmen, hatte Langeweile, wenn ich allein war, und verlangte immer nach Fröhlichkeit und guter Kameradschaft. Vielleicht führte mich auch nur das Mitleid zu diesem ernsthaften verschlossenen Burschen, und so gewöhnte ich mich nach und nach an ihn wie Brülette, die sich immer mit ihm zu schaffen machte; die viel mehr für ihn that als er für sie und die er mit seiner bösen Laune quälte, wenn sie ihn zur Vernunft bringen wollte. Den Worten nach schien es freilich, als ob sie ihm befehlen könnte; aber da er niemals that, was ihm gesagt wurde, so mußte sie und darum auch ich immer thun, was er gerade wollte, und wir Beide mußten immer wieder Geduld mit ihm haben.

Endlich kam der Tag, wo wir zum Abendmahl gingen, und als wir aus der Messe kamen, hatte ich mir so fest vorgenommen an diesem Tage keinen Unfug zu treiben, daß ich Brülette zu ihrem Großvater begleitete; sie gab das beste Beispiel, dem man nur folgen konnte. Als sie nun hinausging, um, wie ihr die Mariton geheißten hatte, die Ziege zu melken, blieben Joseph und ich in der Stube, wo mein alter Oheim mit der Nachbarin redete. Wir besahen die Heiligenbilder, die uns der Pfarrer zum Andenken an das Sakrament geschenkt hatte, oder besser gesagt, ich besah sie allein, denn Joseph drehte sie in den Fingern herum und dachte dabei an etwas Anderes; genug, man gab auf uns nicht weiter Acht und die Mariton sagte zu dem Alten in Bezug auf unsere Confirmation:

„Jetzt haben wir viel gewonnen, jetzt kann ich meinen Jungen endlich vermieten, und nun bin ich auch entschlossen, das auszuführen, was ich Euch schon früher gesagt habe.“ Und da der alte Mann traurig den Kopf schüttelte, fuhr sie fort:

„Hört mich an, Nachbar; mein Sepp\* hat keinen Verstand, das weiß ich recht gut und das ist ein Unglück: er hat das von seinem armen Vater geerbt, der auch in der

Woche nicht zwei ordentliche Gedanken gehabt hat, und doch ein ganz braver und fleißiger Mann gewesen ist. Nun ist's aber doch ein Gebrechen, wenn man so wenig Ordnung in seinem Kopfe hat, und wenn man dann noch unglücklich genug ist, ein leichtsinniges Ding zur Frau zu bekommen, geht es von einem Tage zum andern schlimm und schlimmer. Je mehr nun mein Junge in die Höhe wächst, um so mehr plagt mich der Gedanke, daß ihn seine Klugheit nicht weit bringen kann und daß ich viel ruhiger sterben würde, wenn ich ihm ein paar Thaler hinterlassen könnte. Ihr wißt ja selbst, wie viel ein kleiner Sparpfennig werth ist, und daß bei uns armen Leuten oft Alles davon abhängt. Bis jetzt ist es mir nicht möglich gewesen, irgend etwas zurückzulegen, und ich muß wohl nicht mehr jung genug sein, um zu gefallen, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, mich wieder zu verheirathen. Nun, Gottes Wille geschehe! ich füge mich in Alles. Aber ich bin noch jung genug, um zu arbeiten, und da wir nun einmal davon sprechen, so wißt, Nachbar, daß der Schenkwrth von St. Chartier eine Dienstmagd sucht; er zahlt einen guten Lohn, dreißig Thaler jährlich! außerdem giebt es noch Trinkgelder, die vielleicht noch halb so viel abwerfen. Stark und thätig, wie ich noch immer bin, kann ich mit solchem Verdienst in zehn Jahren mein Glück machen. Ich kann für meine alten Tage sorgen und kann auch für mein armes Kind was ersparen – sagt, Nachbar, was meint Ihr dazu?“

Der Vater Brület besann sich ein Weilchen und sagte dann:

„Ihr habt Unrecht, Nachbarin; gewiß, Ihr habt Unrecht!“

Die Mariton besann sich auch und da sie die Gedanken des Alten errieth, antwortete sie:

„Ja freilich, freilich! ich weiß wohl, daß eine Frau in solchen Dorfschenken vielen Lästerungen ausgesetzt ist, und daß man über sie spricht, mag sie sich noch so rechtlich betragen. Das ist's auch, was Ihr meint, nicht wahr? Nun ja, ich weiß auch, daß ich dadurch alle Aussicht auf das Heirathen verliere; aber was man für seine Kinder leidet, erträgt man ohne Murren und man freut sich beinah über solche Lasten.“

„Das ist schlimmer als Last,“ sagte mein Oheim; „es ist Schande dabei und die fällt auch auf die Kinder.“

Die Mariton seufzte: „Ja, ja,“ sagte sie; „in solchen Häusern ist man alle Tage allen möglichen Beleidigungen ausgesetzt; man muß sich immer in Acht nehmen oder vertheidigen . . . und wenn man zu heftig wird und die Kunden zurückstößt, so ist die Herrschaft auch nicht zufrieden.“

„Es giebt sogar Schenkwrthe,“ sagte der Alte, „denen viel daran liegt, so hübsche, lustige Kellnerinnen zu finden, wie Ihr seid, um ihrem Geschäft aufzuhelfen. Oft ist nur ein keckes Schenkmädchen daran Schuld, daß der eine Wirth mehr Glück hat als der andere.“

„Gewiß! aber man kann doch lustig, freundlich und schnell bei der Bedienung sein, ohne daß man sich was gefallen läßt,“ meinte die Nachbarin.

„Unziemliche Worte muß man sich doch gefallen lassen,“ sagte der Vater Brülete; „und für eine rechtliche Frau ist es doch schwer, sich an solche Dinge zu gewöhnen. Bedenkt nur, wie schrecklich kränkend es für Euern Sohn sein müßte, wenn er zufällig einmal hörte, wie Frachtfuhrleute und Tabulettkrämer\* mit seiner Mutter scherzen dürften!“

„Ein Glück für ihn, daß er so einfältig ist!“ antwortete Mariton, indem sie Joseph ansah.

Auch ich sah ihn an und wunderte mich, daß er nichts von diesem Gespräche gehört hatte, das laut genug geführt war, um uns Beiden verständlich zu sein. Ich schloß daraus, daß er „Ohrenbrummen“ haben mußte, wie man damals zu sagen pflegte, um zu bezeichnen, daß Einer harthörig war.

Bald nachher stand er auf und folgte Brülette in ihren kleinen Schafstall, der nur ein elender, mit Strohbindeln ausgestopfter Bretterschlag war, in welchem sich eine Heerde von etwa zwölf Thieren befand.

Er warf sich auf die Strohbindel und da ich ihm nachgegangen war, um nicht für neugierig zu gelten, indem ich ohne ihn im Hause blieb, sah ich, daß er innerlich weinte, obwohl keine Thränen aus seinen Augen kamen.

„Schläfst Du, Sepp?“ sagte Brülette, „daß Du so daliegst, wie ein krankes Schaf – komm, steh auf und gieb mir die Reiser, auf denen Du liegst, damit ich meinen Thieren das Laub zu fressen geben kann.“ Und indem sie das that, fing sie an zu singen, aber nur mit leiser Stimme, denn es schickt sich nicht am Confirmationstage laut zu gröhlen. Ihr Gesang schien die gewöhnliche Wirkung auf Joseph zu üben; er wachte aus seinen Träumereien auf, erhob sich und ging fort. Brülette fragte mich:

„Was fehlt ihm denn? er kommt mir ja noch einfältiger vor als gewöhnlich.“

„Ich glaube fast,“ gab ich zur Antwort, „daß er gehört hat, wie die Rede davon war, er müßte sich vermietten und seine Mutter verlassen.“

„Das konnte er sich schon lange sagen,“ erwiderte Brülette. „Ist es denn nicht in der Ordnung, daß man sich vermiettet, sobald man zum Abendmahle gegangen ist? Wenn ich nicht den Vorzug hätte, meines Großvaters einziges Kind zu sein, müßte ich ja auch von Haus gehen, um mein Brod bei fremden Leuten zu verdienen.“

Brülette schien sich aus der Trennung von Joseph nicht viel zu machen, aber als ich ihr erzählte, daß sich auch die Mariton vermietten und das Dorf verlassen wollte, brach sie in Thränen aus, stürzte ins Haus, warf sich an ihren Hals und rief:

„Ist's denn wahr, meine Gute, daß Du mich verlassen willst?“

„Wer hat denn das gesagt?“ fragte die Mariton; „es ist ja noch gar nicht gewiß.“

„O ja, ja!“ rief Brülette; „Ihr habt es gesagt und wollt es mir jetzt nur verschweigen.“

„Wenn es denn einmal so neugierige Burschen giebt, die ihre Zunge nicht im Zaum halten können,“ sagte die Nachbarin, indem sie mich anblickte, „muß ich es Dir wohl gestehen. Ja, es ist so, mein Mädchen, und Du mußt Dich darein ergeben, als ein wackeres, verständiges Kind, das heute unserm Herrgott sein Herz und seine Seele gelobt hat.“

„Wie, Väterchen,“ sagte Brülette zu ihrem Großvater; „Ihr wollt erlauben, daß sie fortgeht?– wer soll denn nun künftig für Euch Sorge tragen?“

„Du, mein Töchterchen,“ erwiderte die Mariton. „Du bist nun groß genug, um auch Dein Theil zu übernehmen. Höre mich an, und auch Ihr, Nachbar, merkt auf, denn ich habe Euch noch etwas zu sagen, wovon ich bis jetzt nicht geredet habe.“

Und darauf nahm sie die Kleine auf den Schooß, während ich zwischen den Knien meines Oheims stand (sein trauriges Gesicht hatte mich zu ihm hingezogen), und fuhr fort den Beiden ihre Gedanken mitzutheilen.

„Wenn ich Euch nicht so viel Liebe und Dankbarkeit schuldig wäre,“ sagte sie, „so hätte ich schon längst daran gedacht, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen; ich hätte Euch etwas für den Unterhalt meines Kindes bezahlt und hätte mir doch noch etwas ersparen können, wenn ich bei Andern diente. Aber ich fühlte, daß es meine Pflicht war, Dich, meine kleine Brülette, bis zu diesem Tage zu erziehen, weil ein Mädchen die Mutter länger nöthig hat als ein Knabe. Ich hätte nicht das Herz gehabt, Dich zu verlassen, ehe Du ohne mich fertig werden konntest. Aber jetzt ist die Zeit gekommen und wenn Dich etwas über die Trennung von mir trösten kann, so wird es das Gefühl sein, daß Du Dich Deinem Großvater nützlich machen kannst. Ich habe Dir gezeigt, wie es in einer ordentlichen Haushaltung zugehen muß und Du weißt Alles, was ein braves Mädchen wissen muß, um den Eltern angenehm und der Wirthschaft nützlich zu sein. Das Alles kannst Du nun ausüben aus Liebe zu mir und um meiner Erziehung Ehre zu machen. Es wird mein Trost und meine Freude sein, von allen Seiten zu hören, daß meine Brülette ihren Großvater sorgfältig gepflegt und ihr Hab und Gut wie eine kleine Hausfrau in Acht nimmt. Nun fasse aber auch Muth, damit ich nicht den meinigen verliere, denn sieh, wenn Du Dich um mein Fortgehen grämst, so habe ich doch noch mehr Kummer als Du. Bedenke, daß ich auch den Vater Brület verlasse, der für mich der treueste Freund gewesen ist, und meinen armen Joseph, der genug nach seiner Mutter und Eurem Hause verlangen wird. Aber da ich dies Alles thue, weil es mir meine Pflicht so aufgibt, so wirst Du mich nicht davon abbringen wollen.“

Brülette weinte den ganzen Abend und war außer Stande, der Mariton in irgend einer Art bei der Arbeit zu helfen; aber als sie bemerkte, daß die Wittve ihre Thränen



zu verbergen suchte, während sie sich mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigte, fiel sie derselben um den Hals und versprach ihr, sich nach ihren Worten zu richten, worauf sie gleich anfang tüchtig zuzugreifen.

Ich erhielt den Auftrag Joseph zu holen, der, wie schon oft geschehen war und noch oft geschehen sollte, gänzlich vergaß nach Haus zu kommen. Ich fand ihn in einem Winkel, tief in Gedanken versunken, wobei er vor sich hin starrte, als ob seine Augen im Boden festgewurzelt wären. Gegen seine Gewohnheit antwortete er auf meine Fragen, aber in seinen Worten sprach sich mehr Unzufriedenheit als Betrübniß aus. Daß er in Dienst gehen sollte, kam ihm nicht unerwartet; er wußte, daß er dazu alt genug war, und daß es nicht anders kommen konnte; aber ohne zu gestehen, daß er die Absichten seiner Mutter begriffen hätte, brach er in Klagen darüber aus, daß ihn Niemand liebte und daß er zu keiner Arbeit tüchtig wäre.

Ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß er sich deutlicher erklärte, und als wir Abends bei einander blieben, um zu beten, schien er sehr verdrießlich zu sein, während Brülette gegen uns Alle sehr freundlich war und ihre Hausgenossen mit Liebkosungen überhäufte.

Joseph vermietete sich bald darauf als Ochsentreiber bei dem Vater Michel auf dem Hofe von Aulnières\*; die Mariton wurde Kellnerin bei dem Gastwirth Benedict\* in der Schenke zum bekränzten Ochsen\* in St. Chartier; Brülette blieb bei ihrem Großvater und ich bei meinen Eltern, die einiges Land besaßen und der Meinung waren, daß ich in ihrer Wirthschaft genug Arbeit finden könnte.

Die Abendmahlsfeier hatte mich sehr zum Nachdenken gebracht, und ich gab mir seitdem alle Mühe, so verständig zu werden, wie sichs nun für mein Alter schickte. Das Zusammensein mit Brülette in der Kinderlehre hatte mich auch verändert. Wenn ich an Gott denken wollte, stellte sich immer, ich weiß nicht wie, auch der Gedanke an das Mädchen ein, und während ich in meinem Benehmen vernünftiger wurde, war mein Kopf von allerhand unsinnigen Liebesgedanken angefüllt, die zu der Jugend meiner Base nicht passen wollten und selbst für mich noch etwas zu zeitig kamen.

In dieser Zeit nahm mich mein Vater mit nach dem Jahrmärke von Orval\*, in der Gegend von St. Amand\*, wo er eine junge Stute zu verkaufen hatte, und zum ersten Mal in meinem Leben blieb ich drei Tage von Hause fort. Meine Mutter hatte nämlich bemerkt, daß mein Schlaf und Appetit abgenommen hatte, während ich schneller wuchs, als andere junge Burschen, und mein Vater meinte, ein bischen Vergnügen würde mir gut thun. Aber die vielen fremden Ortschaften und Menschen, die ich sah, schienen mir nicht so unterhaltend, wie ich sie wohl noch sechs Monate früher gefunden haben würde. Ich hatte eine Art von alberner Sehnsucht in mir, sah alle

jungen Mädchen an und hatte doch nicht das Herz, ein Wort mit ihnen zu reden. Dann dachte ich wieder an Brülette und bildete mir ein, daß ich sie heirathen müßte, weil sie die einzige war, vor der ich mich nicht fürchtete; und dann fing ich wieder und wieder damit an, ihre Jahre und die meinigen zu zählen, und doch ging dadurch die Zeit nicht schneller vorwärts, als es ihr der liebe Gott auf seiner Uhr vorgeschrieben hat.

Als ich nun mit meinem Vater auf dem Rückwege war, wobei ich hinter ihm auf der Croupe\* einer andern Stute saß, die er auf dem Markte gekauft hatte, trafen wir in einem Hohlwege mit einem Mann von mittleren Jahren zusammen, der einen kleinen, schwer mit Hausrath beladenen Wagen lenkte. Das Fuhrwerk, das nur von einem Esel gezogen wurde, war festgefahren, so daß es weder vor- noch rückwärts konnte, und der Fuhrmann wollte es wieder in Gang bringen, indem er einen Theil der Ladung abnahm und am Rand des Weges hinstellte.

Als mein Vater das sah, sagte er zu mir:

„Steig ab! man soll seinem Nebenmenschen behülflich sein, wenn er in Noth ist.“

Der Mann dankte für unser Anerbieten und sagte, als ob er zu seinem Wagen spräche: „Komm, Kleine, wach auf! es ist mir lieber, wenn Du aufstehst, damit Du nicht etwa mit dem Wagen umgeworfen wirst.“

Und darauf sahen wir, wie sich ein hübsches Mädchen, das auf den ersten Blick fünfzehn bis sechzehn Jahr alt schien, von einer Matratze erhob; sie rieb sich die Augen und fragte, was es Neues gäbe.

„Es ist weiter nichts, als daß der Weg hier sehr schlecht ist,“ sagte ihr Vater, indem er sie in seine Arme nahm; „komm, mache Dir die Füße nicht naß! Ihr müßt nämlich wissen, daß sie krank ist,“ wandte er sich an meinen Vater. „Sie hat das Fieber, weil sie zu schnell gewachsen ist; seht nur, welche lange Stange für ein Mädchen von zwölftehalb Jahren!“

„Ein prächtiges Mädchen, so wahr mir Gott helfe!“ sagte mein Vater; „und hübsch ist sie, wie der Tag, obwohl sie blaß ist vom Fieber. Aber das wird schon wieder vergehen, und ein bischen gutes Futter wird sie schon wieder ins Geschirr bringen.“

Mein Vater hatte wahrscheinlich noch die Redensarten der Pferdehändler vom Jahrmarkt im Sinn. Aber als er sah, daß die Kleine ihre Holzschuh auf dem Wagen gelassen hatte, und daß es schwer sein würde, sie dort unter den Sachen zu finden, rief er mich herbei und sagte:

„Komm, Du bist wohl stark genug, um das Mädchen eine Weile zu halten.“

Dann gab er mir sie in die Arme, spannte unsere Stute anstatt des Esels vor den Wagen und zog ihn aus dem Moraste; aber mein Vater, der diesen Weg oft gemacht hatte, wußte auch, daß noch eine andere böse Stelle in der Nähe war; er rief mir also

zu, ihnen zu folgen, und leitete den Wagen, während der fremde Mann, der seinen halbverschlagenen Esel an den Ohren nachzog, hinterdrein ging.

Ich trug nun also das große Mädchen in meinen Armen und sah sie mit Erstaunen an, denn wenn sie um einen Kopf größer war als Brülette, so konnte man doch an ihrem Gesichte sehen, daß sie gewiß nicht älter war. Sie war weiß und schlank wie eine Kerze von Jungfernwachs, und ihre schwarzen Haare, die aus einem fremdartigen Häubchen hervorquollen und sich während ihres Schlummers aufgelöst hatten, fielen über meine Brust und hingen mir beinahe bis auf die Kniee nieder. Ich hatte noch nie im Leben etwas so Hübsches gesehen wie ihr blasses Gesicht, ihre hellblauen Augen, die von sehr langen, dichten Wimpern umgeben waren, ihre sanfte, leidende Miene und selbst ein kleines, schwarzes Mal, das sie im Mundwinkel hatte und das ihrer Schönheit etwas Außergewöhnliches gab, das man schwer vergessen konnte.

Sie schien noch so jung zu sein, daß mein Herz ganz ruhig neben dem ihrigen schlug, und vielleicht war es noch weniger die geringe Zahl ihrer Jahre, als die Ermattung des Fiebers, die sie in meinen Augen so ganz als Kind erscheinen ließ. Ich sprach gar nicht mit ihr, ging immer vorwärts mit meiner leichten Last und sah sie mit Vergnügen an, wie man Alles ansieht, was hübsch ist, sei es ein Mädchen oder eine Frau, eine Blume oder eine Frucht.

Als wir an die zweite morastige Stelle kamen und mein Vater sich wieder bemühte, das Pferd vorwärts zu ziehen, während der Fremde das Rad nachschob, fing die Kleine an in einer Sprache zu reden, über die ich laut lachen mußte, weil ich nicht ein Wort davon verstand; sie wunderte sich über mein Erstaunen und begann nun so zu sprechen, wie man bei uns spricht:

„Ihr sollt Euch nicht länger mit mir quälen,“ sagte sie; „ich kann auch ohne Holzschuhe ein Stückchen gehen und bin ebenso gut daran gewöhnt, wie die Andern, einmal naß zu werden.“

„Aber Ihr seid krank,“ gab ich zur Antwort; „und für mich wär’s ein Spaß, vier so leichte Dinger, wie Ihr seid, auf einmal zu tragen. Aber nun sagt mir doch, aus welcher Gegend Ihr seid, daß Ihr solche wunderliche Sprache habt.“

„Aus welcher Gegend?“ sagte sie; „ich bin aus gar keiner Gegend, ich bin aus dem Walde. Und Ihr, woher seid Ihr denn?“

„Oh, mein Herzchen, wenn Ihr aus dem Walde seid, so bin ich aus dem Korn,“ gab ich lachend zur Antwort und hätte sie gern noch weiter gefragt; aber in diesem Augenblicke kam ihr Vater, um sie mir abzunehmen.

„Lebt wohl,“ sagte er, nachdem er meinem Vater einen Handschlag gegeben hatte; „lebt wohl und seid bedankt, Ihr wackern Leute, und Du, Kleine, gib dem guten

Jungen, der Dich so sorgfältig getragen hat, als wenn Du eine Reliquie wärest, zum Abschied einen Kuß.“

Das Mädchen ließ sich nicht bitten, denn sie war nicht alt genug, um verschämt zu sein, und da sie nichts Arges dabei dachte, machte sie gar keine Umstände; indem sie mich auf beide Backen küßte, sagte sie:

„Habt großen Dank, mein schöner Bursch!“

Dann wurde sie von ihrem Vater wieder auf die Matratze gelegt, und es schien, als verlangte sie darnach, wieder einzuschlafen, ohne sich um die Stöße des Wagens oder die Reiseabenteuer zu kümmern.

„Also nochmals, lebt wohl!“ sagte ihr Vater, indem er mir behülflich war, wieder aufs Pferd zu klettern. „Ihr habt da einen tüchtigen Burschen,“ fuhr er fort, indem er mich betrachtete; „und er scheint für sein Alter eben so weit zu sein, wie meine Kleine für das ihrige ist.“

„Er ist auch ein bisschen krank vom Wachsen,“ sagte mein Vater; „wenn es aber Gottes Wille ist, macht die Arbeit Alles wieder gut. Seid nun nicht böse, wenn wir schnell weiter reiten; wir haben noch eine gute Stunde vor uns und wollten noch vor Dunkelwerden heim kommen.“

Darauf trieb mein Vater die Stute an, sie fing an zu traben, und als ich mich noch einmal umsah, bemerkte ich, daß der Mann mit dem Karren rechts ablenkte und sich immer weiter von uns entfernte.

Ich dachte bald an ganz andere Dinge, aber als mir Brülette wieder in den Sinn kam, fielen mir auch die ungenirten Küsse ein, die mir das kleine, fremde Mädchen gegeben hatte, und ich fragte mich, warum mich Brülette immer mit Schlägen und Stößen zurücktrieb, wenn ich ihr einen Kuß geben wollte. Und da der Weg sehr lang und ich schon vor Tagesanbruch aufgestanden war, schlief ich ein, während ich so hinter meinem Vater saß, und in meinem Kopfe, der vor Müdigkeit ganz verdreht war, vermischten sich ganz wunderlich die Gestalten dieser beiden Mädchen.

Mein Vater kniff mich, um mich wieder aufzuwecken, denn er fühlte, daß ich ihm immer schwerer auf die Schultern fiel, und fürchtete, daß ich vom Pferde stürzen möchte. Ich fragte ihn darauf, wer die Leute wären, die uns begegnet waren.

„Wen meinst Du?“ fragte er, um mich wegen meiner Schläfrigkeit zu necken; „seit heute Morgen sind uns über fünfhundert Menschen begegnet.“

„Ich meine den Esel und den Karren.“

„Ja so!“ sagte mein Vater; „aber ich kann Dir darüber nichts sagen, ich habe mich auch nicht darnach erkundigt. Es werden wohl Leute aus der Marche\* gewesen sein oder aus der Champagne, denn sie hatten eine ganz fremdländische Sprache.“

Ich wollte aber nur einmal sehen, ob unser Pferd gut anzieht, und habe darum auf nichts Anderes Acht gegeben. Aber wahrhaftig, das Thier zieht gut an und ist nicht hartmülig; ich denke, daß es sich bei der Arbeit ganz gut machen wird und daß ich es nicht zu theuer bezahlt habe.“

Die Reise schien mir gut zu bekommen, denn von dieser Zeit an machte ich mich auf und fing an Vergnügen an der Arbeit zu finden; mein Vater ließ mich erst für die Stute sorgen, dann gab er mir die Aufsicht über den Garten und endlich auch über die Wiese, so daß ich bald mit dem Hacken, Pflanzen und Einern ganz gut Bescheid wußte.

Als ich meine Mutter verloren hatte\*, wollte mein Vater mich gleich in den Besitz ihrer Hinterlassenschaft setzen; er gab mir darum einen Theil von allen unsern Einnahmen, und es war sein höchster Wunsch, daß ich einmal ein guter Bauer würde. Es zeigte sich auch bald, daß ich ganz dazu gemacht war, dies Brod zu essen, denn wenn es jungen Leuten recht schwer wird, sich für den Vortheil Anderer ein Vergnügen zu versagen, so wird es ihnen gewöhnlich leicht, für ihren eigenen Profit zu sparen, besonders wenn dieser Profit Hand in Hand mit dem Erwerb einer guten Familie geht, die eben so rechtschaffen bei der Theilung, wie friedfertig bei der Arbeit ist.

Ich hatte freilich noch immer große Lust, Sonntags mit Andern zu schwatzen und mich zu amüsiren; aber deswegen wurde mir zu Haus nie ein Vorwurf gemacht, weil ich die ganze Woche hindurch ein guter Arbeiter war. Bei dieser Lebensweise hatte ich immer eine gute Gesundheit und einen guten Muth, und bald zeigte sich auch mehr Verstand und Vernunft in meinem Kopfe, als man Anfangs von mir erwarten konnte. Ich vergaß auch die verliebten Träumereien, denn nichts macht so ruhig, als wenn man vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang beim Graben und Hacken schwitzen muß, und wenn dann die Nacht kommt, werden Alle, die mit dem schweren, fetten Boden unserer Gegend, dem härtesten, grausamsten Liebchen, das man haben kann, zu thun gehabt haben, sich nicht mit ihren Gedanken zu schaffen machen, sondern sich so bald als möglich im Schlafe ausruhen, damit sie am andern Morgen wieder Lust zur Arbeit haben.

So kam ich denn nach und nach in das Alter, wo es einem Burschen erlaubt ist, nicht sowohl an die kleinen, als an die großen Mädchen zu denken, und wie ich zuerst als Knabe an meiner Base Brülette Gefallen fand, so stand sie auch jetzt in meiner Vorliebe allen Anderen voran.

Als Brülette allein bei ihrem Großvater geblieben war, hatte sie sich Mühe gegeben, durch Fleiß und Verständigkeit zu ersetzen, was ihr an Jahren abging; aber sie gehörte zu den Kindern, die mit der Gabe oder der Bestimmung geboren werden, daß sie Jeder

verzieht. So kam es auch jetzt, denn die Wohnung der Mariton wurde an die Mutter Lamouche\* aus Vielleville\* vermietet. Diese Alte, die sehr dürftig war, ließ sich's angelegen sein, ihre Wirthsleute zu bedienen, als ob sie in ihren Diensten stände, in der Hoffnung, daß man ihr dafür etwas nachlassen würde, wenn sie die zehn Thaler Miethe für ihre Wohnung nicht bezahlen könnte. So geschah es denn auch, und Brülette, die von dieser Nachbarin auf Schritt und Tritt in allen Dingen bedient und verhätschelt wurde, fand Zeit und Gelegenheit, an Schönheit und Verstand zu wachsen, ohne daß sie ihren Körper oder ihre Seele zu sehr abstrapazirt hätte.

...